

Lesen

ZWISCHEN DEN JAHREN

Koppengeschichten oder Besuch in einer nahen fernen Heimat

Über einen Aufstieg, der dem Himalaya Konkurrenz machte

Ich kann sagen, ich war im Himalaya Gebirge, bevor ich auf der Schneekoppe war, denn 1969 hatte ich begonnen, in Westberlin Sinologie zu studieren, 1972 war ich das erste Mal in China. An Trautenau, wo ich geboren und von wo ich mit gut zwei Jahren ausgewiesen wurde, habe ich keine Erinnerung. Auf der Schneekoppe, wie es sich eigentlich für ein Trautenauer Kind gehört, war ich nie. Das sollte sich ändern.



JENNY SCHON

Anfang Juli 1975 sagte meine Mutter, die im Rheinland lebt, am Telefon: „Ich fahre mit Onkel Rudi und Tante Leni (eine geborene Rudel, Halbtischechin) nach Trautenau. Komm doch auch!“ Onkel Rudi war der jüngste Bruder meiner Oma, die einen Schwantner geheiratet hat. Auch Omas Familie namens Kosek hatte ursprünglich tschechische Vorfahren, die, wie ich später erfahre, aus dem Gebiet um Náchod nach Lampertzdorf in den Bergbau gekommen sind. Das erzähle ich deshalb, weil diese Familien im Gegensatz zu der reindeutschen Schwantner-Familie offensichtlich noch Verwandte in Tschechien hatten, was ich natürlich nicht wusste. Da sollten wir übernachten.

Komm doch auch. Das sagt sich so schön: Aus Westberlin, mit Visa über die DDR nach Tschechien, so plötzlich. Der zerdätschte Prager Frühling war noch nicht lange her und überhaupt, ich kann ja nur übers Wochenende, ich studiere und es sind noch keine Semesterferien.

Ich besorge mir die Visa und fahre mit dem Zug via Prag und mit 5 Umstiegen nach Trautenau/Trutnov. Am Bahnhof steht Onkels Auto mit Bonner Kennzeichen. Wir düsen los. Da war eine Cousine, dort eine Schwägerin, ich kenne sie alle nicht, sie meinen aber,

Wir hängen zwischen Berg und Tal. Nichts geht mehr.

mich als Kind gekannt zu haben. „Also wenn Du gar keine Erinnerung hast und auch noch nie da warst, gibt es nichts, jedes Trautenauer Kind muss auf die Schneekoppe, früher, als wir nuff sind, da sind mir noch zu Fuß, und doste jo an Spazierstock host. Mit dem Lift wirste fahren dürfen.“ Die älteren Frauen bleiben unten im Lokal, wo wir uns erster mal mit Schweinsbraten und Knedla gestärkt haben.

Suche nach Rübezahl

Ich muß gestehen, ich hasse Berge. Wenn ich mit meinem Freud in Europa unterwegs war, wollte er auf die Berge und ich ans Meer. Einmal haben wir den Onkel Rudi in seinem Urlaubsort am Tegernsee besucht, da sind wir irgendwo rauf auf einen fünfzehnhundert mit einem übervollen Kabinenlift, runter weigerte ich mich und wir sind den ganzen Nachmittag talabwärts. Nächsten tags taten mir die Oberschenkel zum Zerreißen weh.



Die winterliche Schneekoppe

Also freue ich mich auf den offenen Lift in Petzer. Wir hampeln ganz schön in den Lüften, vor dem Abhang nur mit einer Eisenstange geschützt, wo ich schon als Kind öfter den Traum hatte, ich falle aus dem kreisenden Kettenkarussell, so baumeln auch hier die Beine im Nirgendwo, manchmal meine ich das Geäst streifen zu können. Auf der Zwischenstation raus, einen Schnaps trinken. Hinter dem Berg hören wir ein Grummeln, obwohl die Sonne ohne Schutz auf uns brennt. Der weitere Lift nach oben, fahre nicht, da man nicht wisse, ob ein Gewitter kommt, kann Onkel Rudi erfahren, der ein wenig Tschechisch spricht. Also er, Mutti und ich los. Wir

sehen den Weg vor uns. Ausgelatscht über die Jahrhunderte, ausgespült vom Donnerregen. Helle Rinnen zu sehen zwischen Knüppelholz, bis auch dieses schwindet. Noch haben wir nicht den kahlen Buckel der Schneekoppe erreicht, da legt es los. Regenstrippen zum Anfassen so dick, ein Getobe da oben und ein Gepolter, als zerkrache Rübezahl all das menschliche Gerümpel, das ihm im Weg liegt, Wetterstationen, Poststationen, Bauden, Hütten und Seilbahnen, zerrt und fetzt es uns um die Ohren. Ich lasse mich unter Krüppelnadelholz auf den aufgeweichten Boden fallen, Onkel und Mutti hocken neben mir. Sie scheinen das zu kennen.

Ich könnte mir vor Angst in die Hose machen und hocke mich zwei Büsche weiter hin. Als sähe es Rübezahl, entgeistert er sich nun total und gibt alles seiner widerwärtigen Gehässigkeit von sich, als wolle er nun endlich das Ende aller Zeiten, wie von Nostradamus prophetisiert.

Wie es gekommen, beruhigt es sich. Wir können aus dem Gebüsch. Glück gehabt, sagt Onkel, greift sich seinen Knüppel, weil es keine Stöcke zu kaufen gab und schon gar keine Stocksiegel, in die man früher das Besuchsdatum eintragen ließ...

Aber wir kommen nicht weit. Mutti hat nicht das richtige Schuhwerk, es ist klatschnass, wir schliddern. Der Onkel als Bergsteiger ist natürlich am besten ausgerüstet. Aber es hilft ihm nichts, die beiden Frauen bleiben stehen. „Wos, willst nej nuf uf die Koppe?“ Mutti erwidert: „Als wenn ich nej uf der Koppe gewesn wär!“

Ich sag erst mal gar nichts, schüttele den Kopf, dass tausende Tropfen durch die Luft schwirren und wende. Obwohl es schwül ist, friere ich. Bei der Mittelstation, erfahren wir, dass der Strom auf der Seilbahn nach unten ausgefallen ist. Rübezahl lässt nichts aus. Ein Restaurant gibt es nicht. Also noch mal am Kiosk ein Schnäpschen. Das muß für eine Stunde Wartezeit reichen, denn im Nu sind die Fläschchen ausverkauft, auch die anderen verhinderten Bergsteiger wollen ins Tal und müssen warten.

Endlich sitzen wir wieder im Lift, endlich geht es runter, was irgendwie gefährlicher aussieht, als nach oben. Und es baumelt wieder und plötzlich macht es Ruck, Stillstand. Wir hängen zwischen Berg und Tal. Nichts geht mehr. Irgendwo ist in einem Mast der Blitz eingeschlagen, sagt der Onkel. Und jetzt? frage ich. Na ja, irgendwann werden sie mit Leitern kommen und uns runterholen. Ich zittere am ganzen Körper. Wenn ich doch runter laufen könnte wie am Tegernsee, aber es ist ganz schön steil. Ich sehe keine Möglichkeit, außer warten. Ich hab vor Angst wieder ein bisschen Wasser gelassen, ich komm mir wirklich hilflos und wie ein kleines Kind vor, was ich ja mal war... hier in der Nähe.

Die Tanten im Lokal waren schon ganz verzweifelt, als wir endlich eintrudeln, nachdem die Elektrizität wieder geströmt war.

Eine der Tanten schenkte mir zuhause Fotos von den zünftigen Urgroßeltern Kosek vor der damaligen Baude beim Aufstieg auf die Koppe, wo noch die Stocksiegel mit Besuchsdatum zu erwerben waren und andere Erinnerungsmitbringsel; und ein Foto von einem Koppenträger, der über das Steingerümpel, das auf dem Weg liegt, gebückt, mit einer Koppe, die weit über seine Körpergröße hinausreicht, zielstrebig dem Weg nach oben folgt, als wär das mal nur so ein Sonntagsspaziergang.

Da wurde mir klar, warum ich kein Freund der Berge geworden bin, sondern ein entwurzelter Weltenbummler...

Auf meiner Heimfahrt machen wir halt bei einer weiteren Cousine, die im Tschechischen, wie es früher hieß, an der Elbe wohnt. Ihr Mann füttert soeben an die hundert fette Karnickel in den Drahtkäfigen, sie pflückt Gemüse auf ihrem lehmigen Elbboden. Dobry den, da keiner zu der Zeit ein Telefon hatte, ist man einfach da und wird halt mit schmutzigen Händen, aber umso herzlicher, begrüßt. Nach dem obligatorischen tschechischen Brühkaffee mit viel Zucker, dränge ich, ich muß zum Zug nach Chlumec, um über Prag nach Berlin zu kommen. An der Grenze muß ich die Tasche öffnen. Die Tante hatte ihren frisch gepflückten Knoblauch in einen Packen alte Rude Pravo gepackt. Der Grenzer wendet sich angeekelt ab. Auf der DDR Seite das gleiche. Gönnse mol de Goffer öffnen...Der Sachse macht ein Gesicht, als wär sein Ende gekommen. Mochen se de Tosche wieder zu, und verschwindet. Sollte ich Schmuggler werden, schwor ich mir, würde ich das Schmuggelgut in frischen Knoblauch einpacken, dann wär ich das lästige Schnüffeln der Grenzer los.

Die Autorin ist Schriftstellerin und lebt in Berlin.

LandesBlog



MARGIT REHORIKOVÁ

Zu den schönsten Traditionen in der Adventszeit gehören die Weihnachtsmärkte und mit ihren Weihnachtsbäumen, die je nach Tradition und Region geschmückt, am ersten Adventssonntag im vollem Lichterglanz erstrahlen.

Mit dem Weihnachtsbaum auf dem Altstädter Ring hat es aber eine besondere Bewandnis. Er ist nicht nur der größte weit und breit, sondern hat auch seine Geschichte. Dominant ragt er weit über den zahlreichen Weihnachtsbuden und -ständen hervor. Auch das mächtige Jan-Hus-Denkmal stellt er in seinen Schatten.

Das ganze Jahr über wird in der ganzen Republik recherchiert, welcher Baum für den Altstädter Ring geeignet ist. „Er muss mehrere Kriterien erfüllen“, meinte Petr Hozák, der Organisator des Altstädter Weihnachtsmarktes. „Eine wichtige Rolle spielt der Ort, wo der Baum gewachsen ist, so dass er problemlos gefällt und abtransportiert werden kann. Er wird auch dendrologisch nach seinem Gesundheitszustand untersucht.“

Viele Jahre kam der Baum z.B. aus dem Riesengebirge, u.a. aus Rudolfstal bei Johannisbad (Jánské Lázně). In diesem Jahr trat die Fichte Modletice ihre Reise aus dem im Mittelböhmischen Bergland gelegenen Ratais an der Sazau (Rataje nad Sázavou) an. Sie wurde ganz nach traditioneller Methode mit Äxten und Sägen gefällt. Nach zwei Tagen gelangte dann der 30 Meter lange und viereinhalb Meter breite Spezialtransporter am 26. November ans Ziel. Nach dem Andocken des 20m hohen Baumes wurde mit

Geschichte eines Weihnachtsbaums



der Dekoration in Rot-Gold-Farbkombination begonnen. 70 000 Lichter erstrahlten dann am Abend des 30. Novembers. Der Weihnachtsmarkt auf dem Altstädter Ring war eröffnet.

„Die Größe des Baumes erfordert natürlich eine besondere große Stabilität des Stammes, damit der Baum auch allen Wetterbedingungen standhält und nicht wie vor zehn Jahren bei der ersten Sturmböe umfällt. Damals wurde dabei ein britischer Tourist schwer verletzt. Sicherheit ist oberstes Gebot. Außerdem muss er schön gewachsen, die Äste dicht und symmetrisch angeordnet sein. Bäume, die im freien Gelände wachsen, sind dafür eher geeignet als Bäume des Waldes“, äußerte sich dazu Förster Miroslav Svoboda.

Die Autorin ist Vorsitzende des Verbandes der Deutschen in Prag und Mittelböhmen.

„Die Deutschen“ - Ein preisgekrönter Roman

Jakuba Katalpa zeigt Gespür für menschliche Schicksale



Das Jahr 2013 begann für Jakuba Katalpa mit einer Nominierung für den begehrten Buchpreis Magnesia Litera und endete mit der Verleihung des noch begehrteren Josef-Škvorecký-Preises. Mit ihrem Roman „Němci“ (Die Deutschen) schlug Katalpa hier sogar den berühmten tschechischen Schriftsteller Michael Viewegh. Obwohl Katalpa in ihrem Buch ein innerhalb der tschechischen Literatur häufig besprochenes Thema des Zweiten Weltkrieges und des Sudetenlandes thematisiert, stellt es keinen historischen Roman dar. Wie bereits der Untertitel „Die Geografie des Verlustes“ verrät, geht es Katalpa in ihrem Werk primär um menschliche Schicksale, die von Kriegswirren nachhaltig gebrandmarkt wurden.

Bereits mit ihrem experimentellen Prosa-Debüt „Je hlína k snědku?“ (Ist der Lehm zum Essen) hat sich Katalpa 2006 innerhalb der tschechischen Literaturwelt einen Namen gemacht. Gelobt wurde ihre außerordentlich starke Aussagekraft, mit der sie die komplizierte Selbstsuche ihrer Protagonistin Nina darstellt. Während die Autorin hier mit der formellen Seite des Textes experimentierte, wobei sie ihn als sprachliche Kollage aus emotioneller Sinneswahrnehmungen von Geschmack, Geräusch, Duft und Farbe aufgebaut hat, hat sie ihr jüngstes Werk „Die Deutschen“ klassisch geschrieben. Sie hat sich darin dem Thema des Zweiten Weltkrieges zugewandt und es im Sudetenland angesiedelt. Denn hier ist Jakuba Katalpa aufgewachsen, und hier lebt sie mit ihrer Familie auch heute.

Als Kind verbrachte sie ihre Ferien in dem Familien-Wochenendhaus bei Tachov (Tachau). Wie sie sich in Gesprächen erinnert, hat sie damals gemeinsam mit anderen Kindern die halbverfallenen Ruinen, die von den Häusern der Deutschen übrig geblieben waren nach Porzellanscherben durchsucht. Schon während des kommunistischen Regimes kamen auch öfters mal Kurzbesuche aus Westdeutschland in die Gegend. Beim Kaffee verteilten die Deutschen unter den Kinder Bonbons und luden zur Fahrt in ihrem Mercedes ein. „Ich erinnere mich daran, dass wir unter den Kindern immer gewettet haben, zu wem die Deutschen am häufigsten kommen. Und die Ärmsten waren diejenigen, die keinen Deutschen „hatten“, erinnert sich die Autorin.

Die Zeiten haben sich seitdem geändert und mit ihnen auch die Orte ihrer Kindheit. Obwohl es am Fuße

In ihrem Werk geht es Katalpa primär um menschliche Schicksale

des Böhmerwalds, wohin sie nun häufig fährt, viele gemeinsame und gute Projekte zwischen Deutschen und Tschechen gibt, hat sich für Katalpa die Umgebung von Tachau schmerzhaft verändert: „Anstelle



Jakuba Katalpa

- Foto: Archiv

von Feldern, wo wir als Kinder gerne gespielt haben, sind riesige Betriebshallen gewachsen, die meist deutschen Unternehmern gehören. Man könnte zynisch behaupten, dass sich die Deutschen ihren Boden „zurück genommen“ haben. Doch diese Objekte stehen inzwischen leer und verfallen und die Verbindungsstraße zur Autobahn passieren tagtäglich Tausende Fahrzeuge. Als ich dorthin bereits

als Erwachsene nach mehreren Jahren zurückkehrte, erkannte ich die Orte meiner Kindheit kaum wieder. Ich war tiefst erschüttert, als ich die alte Gottesmarter direkt in der Mitte eines Industriegebiets vorfand“, erzählt Katalpa berührt.

Als die Zeit reif wurde, hat sie Geschichten aus dem Sudetenland, die sie als Kind hörte, nacherzählt. Vorsichtig deckt sie auf vierhundert Seiten ihres Buches das Trauma einer deutschen Familie auf, in deren Schicksal der Zweite Weltkrieg grausam einschlug.

Die Protagonistin des Romans Klára Kolmann, ist Tochter aus einem wohlhabenden Elternhaus, die nach Kriegsausbruch als Lehrerin ins Sudetenland versetzt wurde. Ihre Versuche, sich eine neue Existenz aufzubauen, waren stets zum Scheitern verurteilt. Für die Ansässigen bleibt sie bis zuletzt eine Fremde ohne Identität. Kláras Tragik besteht darin, dass sie nicht nur ihr Leben, sondern auch ihren kleinen Sohn verspielte, den sie aus Verzweiflung bei einem kinderlosen Ehepaar in Prag hinterlässt, das sich nach einem Kind sehnt. Sie ahnt nicht, dass sie ihren Sohn nicht mehr sehen wird. Das Einzige, was ihr bleibt, sind Pakete mit Süßigkeiten, die sie ihm hartnäckig aus Deutschland schickt. Und so wächst ihr kleiner Junge Konrad jahrelang auf ohne zu wissen, wer in der Wirklichkeit seine leibliche Mutter ist. Erst nach dessen Tod versucht Konrads Tochter das alte Familientrauma zu entschlüsseln. Beinahe eine Detektivgeschichte also, in der jedoch viele Fragen offen bleiben.

Jakuba Katalpa

Hinter dem Pseudonym Jakuba Katalpa verbirgt sich die im 1976 in Pilsen geborene tschechische Schriftstellerin und Künstlerin Tereza Jandová. Ihre ersten Geschichten schrieb sie bereits im Kindesalter. Später erschien ihre Kurzprosa in verschiedenen Erzähl-sammlungen. Wie sie häufig betont, ist das Schreiben für sie genauso natürlich wie das Atmen: Es gehört zum Leben. Deshalb bezeichnet sie sich selbst nicht als eine Schriftstellerin. Parallel zu ihrem Schreiben hat sie sich an der Karlsuniversität Bohemistik, Medienwissenschaften und Psychologie gewidmet. Auf die Literaturszene trat sie mit ihrem Roman Ist der Lehm zum Essen? im Jahre 2006 auf, wofür sie in der Kategorie Entdeckung des Jahres für den renommierten tschechischen Literaturpreis Magnesia Litera vorgeschlagen wurde. Im Frühjahr 2013 wurde auch ihr nächstes Buch Die Deutschen für den Magnesia-Litera-Preis nominiert. Später kam schließlich auch der Preis für das Beste tschechische Buch hinzu und im Herbst desselben Jahres ebenfalls der hoch anerkannte Josef-Škvorecký-Preis. Die Jury lobte dabei an Katalpas Roman vor allem sein lebendiges Thema und komplizierten Aufbau, wobei das Buch für den Leser gut lesbar bleibt.

Der Roman von Jakuba Katalpa, Němci. Geografie ztráty. (Die Deutschen. Geografie eines Verlustes) Verlag Host, Brno 2012, 421 Seiten. Mehr dazu unter www.hostbrno.cz

„Die Deutschen“ - Episoden

Liebe Leserinnen und Leser, in Zusammenarbeit mit dem Brünner Verlag HOST bringen wir Ihnen ein paar exklusive Leseproben aus Jakuba Katalpas preisgekröntem Roman „Die Deutschen“, aus dem Tschechischen übersetzt von Doris Kouba.

Die Niederkunft

Am 25. März 1912 setzten bei Franziska Kolmann die Wehen ein.

Ein erstes schmerzhaftes Ziehen hatte sie bereits am Tag zuvor verspürt, und seither lag sie bewegungslos im Bett und horchte in sich hinein. Vom Dienstmädchen hatte sie sich eine Wärmeflasche bringen lassen, und wann immer sie diese nun mit dem bloßen Fuß berührte, wurde ihr die entsetzliche Tatsache bewusst, dass sie gerade kreiße.

Am späten Abend, als ihr die Schmerzen unerträglich schienen, ließ sie nach einem Arzt schicken; der tastete mit einem Finger ihre Schoßöffnung ab und warf ihr dann missmutig vor, ihn zu früh gerufen zu haben.

Nach zwölf Stunden weinender Klage brachte Franziska endlich eine Tochter zur Welt. Als man ihr das Kind an die Brust legen wollte, wandte sie den Kopf ab und schloss die Augen. Die von ihrem Mann angeheuerte Pflegerin nahm das Neugeborene in den Arm und wickelte es fest in Windeln ein.

„Wie soll die Kleine denn heißen?“ fragte die Pflegerin.

Karl Kolmann, den man aus dem Büro herbeigerufen hatte, stand auf der Türschwelle und trat von einem Fuß auf den anderen; nachdem ihm die Pflegerin das rotviolette Säuglingsgesicht präsentiert hatte, begann er zu stammeln.

„Marianne“, brachte er schließlich heraus.

„Nein, Gretel“, korrigierte er sich. „Dorothea.“

Die Pflegerin blickte ihn fragend an. Er hatte das Gefühl, sie mache sich über ihn lustig.

„Julie“, sagte er endlich mit fester Stimme. „Ja, Julie Elisabeth Kolmann.“

Aus Franziskas Bett ließ sich ein Hüsteln vernehmen. Erschrocken blickte sich Karl Kolmann nach seiner Frau um, sah jedoch nichts außer einer weißen Haube und einer Haarsträhne. Sein Blick glitt über das auf dem Boden liegende blutbefleckte Leintuch.

„Klara“, entschied er dann. „Sie soll Klara heißen.“

(...)

1935: Spaltung der Zeit III

Als Klara ihre Stirn gegen die kleine Fensterscheibe drückte, beschlug das Glas von ihrem Atem.

Auf den Feldern beiderseits der Zugstrecke lag Schnee. Klara mochte den Winter. Selbst bei härtestem Frost pflegte sie draußen zu malen. Ihre Hände waren rot und rissig, obwohl sie sie jeden Abend einkremte. Ihr Vater hatte ihr nahegelegt, Handschuhe zu tragen, aber Klara wollte den hölzernen Stiel des Pinsels direkt auf der Haut spüren.

Sie malte weiße Landschaften.

Weiß.

Weiß.

Weiß.

Sie merkte, dass der Mann, der ihr gegenüber saß, ihre Hände betrachtete, und sie schämte sich. Am liebsten hätte sie die Hände in den Taschen vergraben, aber damit hätte sie nur eingestanden, dass ihr durchaus bewusst war, wohin der Blick ihres Mitreisenden fiel; sie ließ ihre Hände also auf den Knien liegen.

Das Berliner Fernsehen sendete bereits an drei Tagen: montags, mittwochs und samstags. Ein eigenes Empfangsgerät hatten nur die wenigsten, und so traf sich die Mehrheit der Bevölkerung in Fernsehstuben, in denen es nach Tabak und Kölnisch Wasser roch. Der Schrank mit dem Empfangsgerät war oben an der Wand montiert und daneben stand ein Mitglied der Hitlerjugend. Stühle gab es keine, das Publikum sah sich das zweistündige Programm im Stehen an.

Chatzkel Wachsmann hatte sein Betreten der Fernsehstube mehrere Tage geplant. Er hatte herausgefunden, dass vor dem Eingang entweder ein Mitglied

der Hitlerjugend oder ein Wachmann postiert war, beide jederzeit eingreifbereit. Zweimal war Chatzkel an der Fernsehstube in der Rudolfstraße vorbeigegangen und einmal hatte er sogar gewagt stehen-zubleiben. Er hatte das an der Wand hängende Programm studiert. Der Bursche in Uniform hatte ihn nur gleichgültig gemustert und dann weggesehen.

Chatzkel stand also vor dieser Fernsehstube und war starr vor Staunen. Unauffällig nahm er Wände und Tür in Augenschein, aber ein Schild, wie er es sonst von so vielen öffentlichen Orten kannte, gab es offenbar nicht. Es schien, als hätten die für das Aufhängen der „Für Juden verboten“-Schilder zuständigen Beamten diese Fernsehstube einfach übersehen.

Das hieß natürlich nicht, dass Juden – oder Hunde – nun willkommen gewesen wären. Nichtsdestotrotz gab es kein Verbotsschild; und da Chatzkel seine Herkunft nicht auf der Stirn geschrieben stand, wagte er schließlich, den Raum zu betreten. Drinnen lehnte er sich an die Wand und sah hoch zu diesem mit Draht umwickelten dunklen Kasten. Als sich hinter dem dicken Glas etwas zu regen begann, riss er die Augen auf. Er war nicht der Einzige: sein Nachbar führte die Hand zum Mund und starrte wie gebannt auf das flackernde Gerät.

Auf dem Fernsehschirm stand groß geschrieben: „Juden sind die Feinde unseres Volkes“. Chatzkel konnte seinen Blick nicht abwenden, doch im Mund lief ihm Speichel zusammen und er wusste, dass er sich, wenn er nicht sofort ginge, würde übergeben müssen.

Der Einweisungsschein

Als sie tags darauf erneut zur Schulbehörde kam, saß hinter dem Schreibtisch dieselbe Frau.

Ihr gehetzter Gesichtsausdruck war jedoch einer Art Hingabe gewichen; sie war dabei, sich die Nägel zu feilen, und schob die Nagelhaut mit einem Bleistift zurück.

„Nein“, sagte sie. „In den Schulen von Hinterbergen ist keine Stelle frei.“

„Es muss ja nicht Hinterbergen sein“, warf Klara ein. „Ich würde auch pendeln.“

Die Beamtin legte ihre Feile beiseite und beugte sich vor.

„Gäbe es“, betonte sie, „in Hinterbergen oder in der Umgegend eine freie Stelle, dann wüsste ich das. Stellen gibt es nur noch im Protektorat, im Sudetenland oder in Polen.“

„Na gut.“

„Wie bitte?“

„Was muss ich dafür tun?“

Klara nahm die mit einer Büroklammer zusammengehaltenen Papiere und setzte sich auf die Bank im Gang. Langsam las sie sich die Formulare durch und schließlich blieb ihr Blick an einer Spalte hängen.

Grund für die Antragstellung?

Schande, dachte sie, trug dann aber „Patriotismus“ ein.

(...)

Der Brief mit dem Einweisungsschein kam im Dezember.

Um herauszufinden, wo genau das Dorf liege, in dem sie unterrichten sollte, musste Klara sich eine Landkarte aus dem Arbeitszimmer ihres Vaters borgen.

„Dass das nicht Prag ist, ist mir gleich“, antwortete sie ihrem Vater, der ihr vorschlug, die zugewiesene Stelle doch abzulehnen.

„Mein Gott!“

Franziska Kolmann stand über die auf dem Esstisch ausgebreitete Karte gebeugt. Die Brille war ihr auf die Nasenspitze gerutscht und sie hielt sie mit dem Zeigefinger fest.

Das Dorf lag im Reichsgau Sudeten, vierhundert Kilometer östlich von Prag. Es hieß Ersen, war von Eisenerzgruben umgeben und die nächste Stadt lag eine halbe Stunde Zugfahrt entfernt.

„Ersen.“

Klaras Mutter sprach den Namen so vorsichtig aus, als fürchte sie, er könne ihr in die Zunge stechen. Noch immer tappte sie auf der Karte herum, suchte aber an der falschen Stelle.

„Und das gehört zu Prag?“

Der Adler von Karlsbad

Bohuslav Machek und Marie Dolejší



XXIII. Mattoni tut Buße

Das Kurbad war bis zum letzten Zimmer gefüllt. Die Gäste waren sogar im privaten Bereich. Es freute ihn, wenn ihm die Gäste sagten, dass der einmonatige Aufenthalt gar nicht reichte, um alles zu sehen und zu erleben. Und es gab ja auch etwas zu erleben! Die Wälder der Umgebung waren von kleinen Wegen und Pfaden durchzogen, an denen Rastplätze mit Tischen und Bänken zum Ausruhen einluden. Die Rastplätze waren vor Sonne wie Regen geschützt und es wurden dort kleine Erfrischungen gereicht. Bei einer Rast kam ein Glas Wasser mit Himbeer- oder Heidelbeersaft gerade recht. Verkauft wurden aber auch Pfannkuchen und regionale Spezialitäten. Unten beim Fluss waren Tennisplätze angelegt worden. Bei schlechtem Wetter stand aber auch eine Halle zur Verfügung. Es gab einen Lesesaal mit einer wohlgefüllten Bibliothek und der Tagespresse. Nachts tummelten sich kleine Boote auf dem Fluss, die laut Anweisung mit Lampionen beleuchtet sein mussten, um Kollisionen vorzubeugen. Diese Anweisung war geradezu eine Einladung zu nächtlichen Ausfahrten gewesen. So sah es nun Nacht für Nacht auf dem kleinen Fluss aus wie in Venedig. In Giesshübl kam selbst nach einem Monat noch keine Langeweile auf.

Im Herbst machte Mattoni eine Reise nach Skandinavien. Er war schon lange nicht mehr dort gewesen und fuhr trotz der Einwände Doktor Gastls los. Er reiste gern und die Fahrt in einer gut gefederten und warmen Kutsche war für ihn ein Erlebnis. Gastlachte er aus: „Was soll schon groß passieren? Wenn ich wieder anfangen zu husten, muss ich eben wieder Richtung Süden in die Sonne. Da fahre ich aber sowieso hin, weil Kamilka das braucht.“

Kamilka brauchte es tatsächlich. Sie war so ein lebensfrohes Kind gewesen und war jetzt wie ausgewechselt. Sie ging nicht mehr zur Schule, den Unterricht besorgte ihre französische Hauslehrerin. Die unterwies Kamilka vor allem in Sprachen, Etikette und Handarbeit. Es war damals Mode, dass ein Mädchen aus gutem Hause nicht mehr wissen musste. Eigentlich hütete sie auch noch tanzen lernen sollen, doch dafür war sie zu schwach. Die Mutter legte fest, dass nächstes Jahr beide Mädchen gemeinsam die Tanzschule besuchen würden, Berti war ja nur ein Jahr jünger.

Der Hofrat Mattoni kam gesund aus den nördlichen Gefilden zurück, plante aber dennoch schon bald im Frühling eine Reise mit der gesamten Familie der Sonne nach in den Süden.

Kamilka half der Kuraufenthalte nicht. Eher schädete er ihr sogar. Sie vertraute die Reise nicht und so fuhr ihr Vater mit ihr gleich nach der Ankunft zu Hofrat Löschners zur Untersuchung.

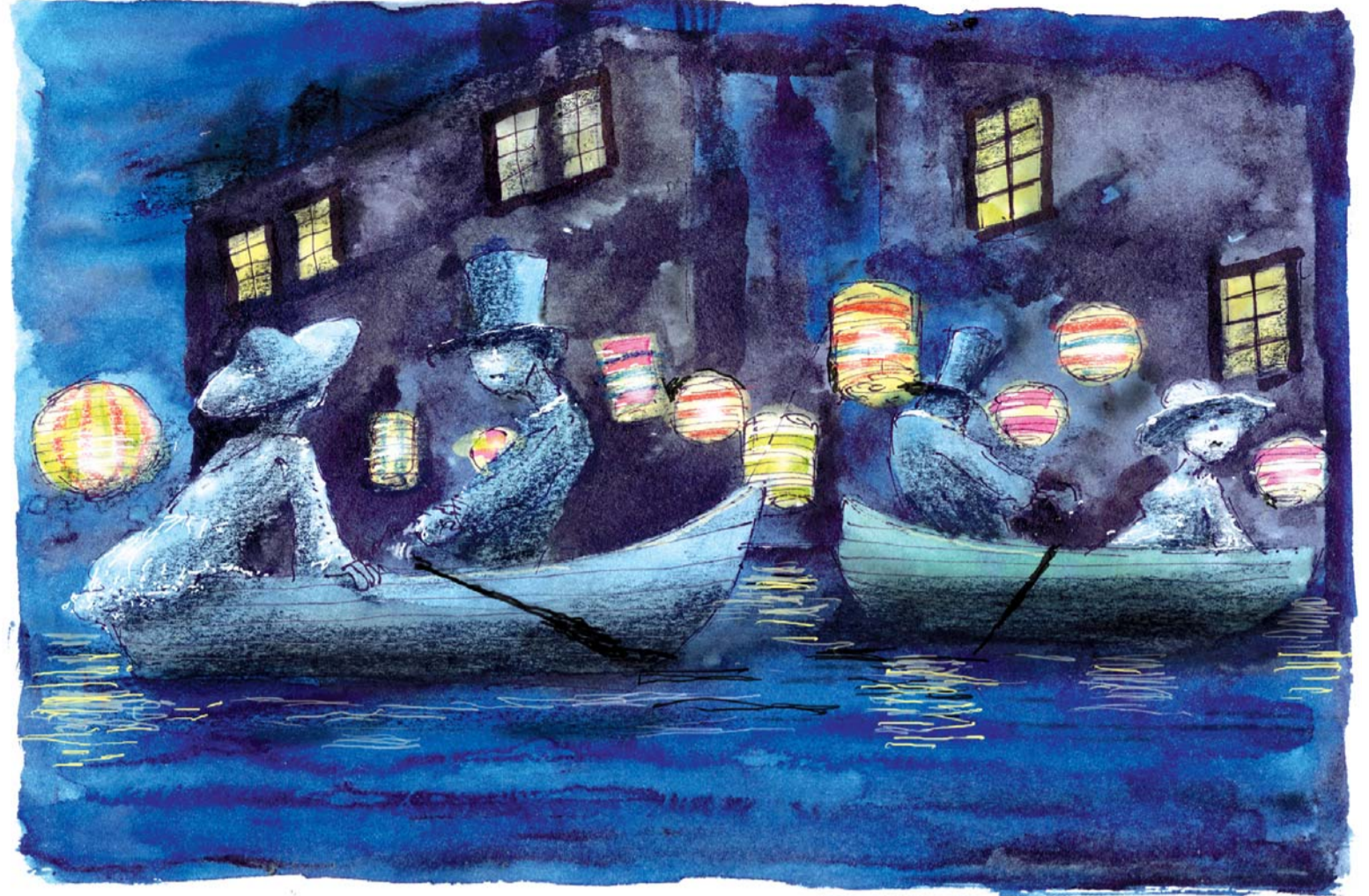
Professor Löschner plagte das Alter und vielleicht auch seine schwächelnde Gesundheit. Er wurde immer introvertierter und mied die Gesellschaft. Vor Gästen versteckte er sich in seinem Gewächshaus, wo er den Großteil seiner Zeit verbrachte. Nur wenige Leute durfte sein Diener Kuba überhaupt ins Schlosschen einlassen. Mattoni gehörte zu diesen Auserwählten.

Der Herr Professor untersuchte Kamilka ausführlich und beriet sich mit Doktor Gastl. Bleichsucht und Blutarmut lautete ihr gemeinsames Urteil. Es war sehr ernst, offenbarten sie Mattoni, doch Kamilka sei noch im Wachstum, da passierten manchmal Wunder. Für das Mädchen sei eine Kur in der Natur das beste Heilmittel. Giesshübl mit seiner gesunden Luft und seinem gesunden Wasser sei für sie ideal. Sie legten für Kamilka einen Tagesplan fest und sie zog nach Giesshübl. Die französische Hauslehrerin ließen sie in Karlsbad zusammen mit Berta und der Großmutter. Nach Giesshübl begleitete Kamilka ihre Mutter.

Frau Wilhelmina war unglücklich. Das war die erste ernsthafte Krankheit, die die Familie traf. Kamilka war bei allen beliebt, hübsch, brav, lebensfroh und schon fast eine junge Dame. Ihre Krankheit war sonderbar: keine Schmerzen, kein Husten oder Fieber. Sie verweilte nur, statt aufzublühen. Ihre Mutter hatte ihren eigenen Weg gefunden, damit umzugehen. Sie betete und Kamilka musste mitbeten. Das ganze Haus musste regelmäßig gemeinsam beten.

Vater Mattoni hielt von übertriebenem Gebete nicht viel und ging ihm auch jetzt aus dem Weg. Seine Frau machte ihm Vorhaltungen: „Diese schwere Prüfung des Herrn ist seine Strafe für unsere Sünden. Für deine Sünden, Heini. Du gehst seit deiner Jugend nicht in die Kirche und beugst dein Haupt nicht vor Gott!“ Mattoni musste zugeben, dass er Gott betrogen und gesündigt hatte. Vermutlich hatte er gegen alle zehn Gebote verstoßen. Sogar hier, in Giesshübl, hielten ihm viele vor, dass er baute. Er hatte schon so viel Geld in seine Bauten gesteckt, in Hotels und Fabriken, doch eines hatte jeder noch so kleine Ort, was Giesshübl noch immer fehlte: eine Kirche.

Er wehrte sich. Er wollte keine Kirche bauen. Giesshübl war ein kleines Kurbad und es gab einfach keinen Platz für eine Kirche. Höchstens in Neu Rodisfort. In Rodisfort stand aber schon eine Kirche, die meist nur zur Hälfte gefüllt war. Das war eine alte tschechische Kirche, die dem Heiligen Wenzel geweiht war.



Das alte Rodisfort, das waren ein paar Häuschen, die an die Felswand gebaut waren. Auf dem Felsen warfen alte Wälle Schatten, unter ihnen die Kirche und daneben die alte Schule, eine Hütte mit Strohdach, die früher zum Landgut gehört hatte. Die Bewohner sprachen noch immer Tschechisch untereinander. Die Kirche in Rodisfort war vernachlässigt und hatte keinen festen Pfarrer. Viel anziehender war die große, neue und schöne Kirche in Welchau. Es wäre geradezu verrückt, in Rodisfort eine neue Kirche zu bauen. Gastl teilte diese Ansicht. Wenn schon etwas in Rodisfort neu gebaut werden sollte, dann doch wohl eine Schule. Und das so bald wie möglich!

Mattoni stimmte dem zu. Er versprach sich zu beteiligen. Jetzt empfand er das alles als Schuld vor Gott. Es passte ihm gut, dass Fürstin Anna Nostitz-Reineck in Giesshübl eine Kapelle für die Heilige Anna zum Dank für ihre Genesung errichten lassen wollte. Die Kur in Giesshübl, das Sonnenbad, das Wasser und das Baden hatten ihr sehr gut getan. Regelmäßig hatte sie morgens den Wasserfall mit seinem schäumenden Wasser besucht. Der Wasserfall hatte ihr die nasse Kleidung an den Körper gepresst. Ihre Hausdame wartete natürlich bereits mit einem warmen Bademantel, packte sie gut darin ein und brachte sie wieder auf ihr Zimmer.

Es gab viele solcher ungewöhnlicher Behandlungen, die den Patienten wohl taten, ja fast schon Wunder wirkten. Die Frau Fürstin war sehr gläubig und vertraute auf ihre Schutzheilige Anna. Es störte sie, dass es eine richtige Kirche nur in Welchau gab. Mattoni und Gastl bestimmten, dass der günstigste Standort für die Kapelle auf der Kreuzanhöhe sein würde. Dort gäbe es einen „wundertätigen“ Felsen zwischen den Quellen. Patienten, denen das ständige Gebet so am Herzen lag, könnten dort täglich beten.

Der Bau kostete 10 000 Gulden und die Schirmherrschaft über das Projekt übernahm Herr Mattoni selbst. Weil die Kapelle aber nicht ohne einen Priester auskommen konnte, gründete man auch sogleich eine Stiftung für bedürftige Geistliche. Damit ermöglichte er ihnen einen Kuraufenthalt, sowie freie Kost und Logis während der Saison im Austausch für tägliche Messen in der Kapelle.

Böse Zungen behaupteten, die Kapelle stünde nur dort, um Gott von den guten Taten Mattonis zu überzeugen und seine Schuld vor dem Herrn abzugelten. Zumindest konnte ihm aber keiner mehr vorhalten, dass es in Giesshübl kein Gotteshaus gab.

Die Kapelle stand und Kamilka kurierte sich im Sonnenbad. Dort wurde sie von Doktor Gastl und Professor Löschner ärztlich betreut. Auch die alte Lena blieb nicht außen vor. Kamilkas Zustand aber verbesserte sich nicht.

Es war Lena, die als erste Mattoni sagte: „Es ist Lungentuberkulose und da ist alles verlorene Liebesmüh.“ Er warf sie hinaus. „Du wirst alt, Lena. Du unkst, wenn Dir etwas nicht gelingen will. Davon verstehst Du nichts. Eigentlich fehlt Kamilka ja nichts weiter. Ich werde sicher nicht an ihr sparen. Ich werde die ganze Welt auf den Kopf stellen, wenn es sein muss.“

Lena ging und Mattoni fuhr nach Welchau. „Im Grunde hat Lena recht“, bestätigte ihm Professor Löschner. „es geht jetzt nur noch um eine Verlängerung ihres Lebens.“

Erst jetzt wurde Mattoni wirklich schmerzlich bewusst, dass Kamilka sterben würde.

„Nein“, schrie er ohne Rücksicht darauf, wo er sich befand, „das erlaube ich nicht. Ich bringe sie bis ans Ende der Welt in die teuersten Kurbäder, ich bezahle die teuersten Ärzte!“

„Auch das wird ihnen nichts nützen“, sagte ihm der Herr Rat und drückte ihn wie einen kleinen Jungen. „Hier gelten andere Gesetze, Gesetze des Herrn des Lebens, der höchsten Gerechtigkeit, die Gesetze Gottes.“

„Was will denn der Herrgott noch von mir?“ Mattoni weinte an Löschners Schulter. „Ich habe eine Kapelle gebaut, ich baue auch eine Kirche, die größte der Welt sogar, aber Kamilka gebe ich nicht her! Sieht denn Gott nicht, dass sie gerade erst richtig anfängt zu leben? Sie ist gerade einmal 15 Jahre alt, sie soll in die Tanzschule gehen und nicht ins Grab!“

„Das ist nur unsere Sichtweise, unsere Gerechtigkeit. Danach sollten und würden nur die Armen sterben. Die Reichen könnten sich freikaufen. Sie bauten eine Kapelle, bezahlten eine Kur. Was aber kann ein Armer geben, der sein Kind doch genauso liebt? Wenn der Herr des Lebens ein Kind auf diese Welt sendet, dann legt er den Eltern eine feste Liebe in ihr Herz, den Armen wie den Reichen. Auch der geringste Ihrer Arbeiter fühlt einen ebensolchen Schmerz wie Sie jetzt, wenn er sein Kind verliert. Auch wenn er zu Hause noch zehn weitere Kinder hat, so ist er machtlos, machtloser noch als Sie. Sie haben ihr Geld und glauben daran, doch ein Armer hat nur den Vorteil, dass er früher sein Haupt senkt und sagt: „Dein Wille geschehe!“ Sie müssen das aber früher oder später auch tun. Ich bin ein Kinderarzt. Tausende Kinder habe ich geheilt, aber viele habe ich auch sterben sehen. Jedes einzelne von ihnen habe ich im Geiste beweint, weil ich so machtlos war. Es gibt keine Heilung, für viele Krankheiten gibt es einfach noch keine Medizin.“

Die Nacht verbrachte Mattoni in Welchau. Am Morgen fuhr ihn der Herr Rat nach Hause. „Er fühlt sich nicht wohl“, erklärte er Frau Wilhelmina.

Das beunruhigte sie sehr: „Hustet er? Das Wetter ist schlecht diesen Herbst. Sollte sich Kamilka so etwas einfangen, wäre das glatt ihr Tod!“

„Die Krankheit ist nicht weiter schlimm, aber für Kamilka wäre es besser, wenn sie den Winter in Karlsbad verbringen würde.“

Das erfreute die Dame des Hauses und auch Kamilka strahlte.

„Ja“, bestätigte der Herr Rat, „auch Kamilka braucht die Gesellschaft anderer Kinder und hier kann es im Winter recht langweilig sein.“

„Der Herr Rat versteht etwas von Kindern“, erkannte Frau Wilhelmina an. Es wurde also gepackt und noch am selben Tag zog die Familie um.

„Im Frühling fahren wir zur Kur“, versprach der Vater seiner Kamilka, „wir fahren ins beste Bad der Welt und dort wirst Du wieder gesund.“

„Endlich nimmst du Vernunft an“, sagte die Mutter, „Du kennst immer nur dein Giesshübl. Was gibt es denn hier? Etwas Wasser aus dem Bach. Kann denn das wirklich jemanden heilen?“

Endlich waren sie allein. Die Mutter reiste mit ihrer Tochter nach Karlsbad.

„Herr Mattoni“, begann Löschner, „stehen Sie bitter Ihrer Frau nicht im Wege, wenn sie neue

Ärzte und Medikamente heranzieht. Das schadet Kamilka nicht. Eine Reise in ferne Länder aber würde ihr ganz sicher nicht helfen, sondern sie möglicherweise weiter schwächen oder gar umbringen. Ich weiß, dass Sie bequeme Kutschen besitzen, Kamilka aber wird schwächer. Sie müssen mit sich selbst ins Reine kommen. Kamilka braucht sie so fröhlich wie früher. Ihre ganze Umgebung muss fröhlich sein, damit sie ihr letztes Jahr glücklich verleben kann.“

Herr Mattoni sah den Herrn Rat vorwurfsvoll an. Ihr letztes Jahr! Das sagte er als wäre nichts dabei. Kamilka lief doch herum, beschwerte sich nicht, hatte nur ab und an Probleme. Man sagte doch, dass alle Mädchen solch eine Phase durchlebten, bevor sie sich an das Korsett gewöhnten.

Er war glücklicher allein. Vielleicht hatte Mina Recht damit, neue Doktoren heranzuziehen. Er würde das selbst unterstützen.

Am Sonntag fuhr er wie üblich nach Karlsbad. Kamilka ging es besser, sie war fröhlich und war zwischen den anderen Kindern aufgeblüht. Die Mutter bereitete beiden Töchtern Kleider für die Tanzschule vor. Beide sollten das gleiche Modell tragen. Weißen Musselin hatte sie bereits gekauft und die Schneiderin bestellt. Beide Ärzte, die Kamilka in Karlsbad betreuten, waren sich einig, dass sich der Verlauf der Krankheit verbessern konnte. Auch der beste Zimmermann kann daneben hauen und auch der beste Arzt kann sich irren.

Wäre das doch nur der Fall! – dachte Mattoni. Die Kleider waren endlich genäht und die beiden Mädchen verwandelten sich in Feen oder Engel. Alberta wirkte, obwohl sie ein Jahr jünger war, größer und kräftiger. Sie strotzte vor Gesundheit und ihre glatten Haare hatte sie mit Wicklern hochgesteckt. So wirkte sie noch größer und erwachsener.

Kamilka war dagegen wie ein Zweiglein im Wind. Sie war kleiner und hatte herrliche, schwarze Haare, die dicht und lockig waren. Sie musste keine Wickler benutzen. Schwarze Haare aber unterstrichen noch die Blässe des Gesichts. Dagegen setzte Mutter allerlei Schminke und Puder ein, mit denen sie aus Kamilka im Handumdrehen eine Schönheit zauberte, die Ihresgleichen suchte. Eine solche Schönheit musste man einfangen für die Ewigkeit! Also brachte die Mutter einen jungen Maler ins Haus.

Die Familie Knoll war zur Hälfte musisch begabt, Friedrich Knoll war ein anerkannter Musiker und in Karlsbad an vorderster Stelle auf seinem Gebiet. Es war also kein Wunder, dass auch andere Künstler seine Nähe suchten, darunter auch Maler und Bildhauer.

Der Maler nahm die Einladung von Frau Mattoni gerne an. Er war mehr Bildhauer als Maler und die offene Tür der Mattonis war für ihn ein Hauptgewinn. Ihr Reichtum war bekannt, aber ihn interessierten besonders die vielen neuen Bauten in Giesshübl. Denn wo man baut, kann sich auch ein Bildhauer nützlich machen.

Er kam täglich und zeichnete beide jungen Damen. Dafür bekam er eine gute Verpflegung und ein kleines Gehalt, es ging ihm aber hauptsächlich darum, sich lange zu halten. Er hatte bereits einige Studien gezeichnet, aber noch kein Bild vollendet.

Aus dem Tschechischen von Tomáš Randýsek.